

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wied in Breslau.

Nr. 24.

Mittwoch, den 23. März 1864.

II. Jahrgang.

Es wird gebeten, die „Breslauer Hausblätter“ für das 2te Quartal d. J. [April bis Juli] möglichst zeitig zu bestellen, damit in der Versendung keine Verzögerung und Verwirrung eintrete und die Gefahr, uncomplete Exemplare zu bekommen, vermieden werden könne. Die Expedition liefert alle von der Post verlangten Blätter bald auf; man hat sich bei Anständen also lediglich an die Post zu halten. Die Abonnenten-Zunahme betrug im ersten Quartal d. J. über 400. Warum? Besagt der Inhalt der „Breslauer Hausblätter“, welche ihren Wahlspruch: „Wahr, klar, gerecht, daß Gottes Ehre und der Menschen Heil sich mehre,“ festhalten werden.

[Stand der Weltkämpfe.] Während nach einer Version die Düppeler Schanzen nur durch eine regelmäßige Belagerung zu nehmen wären, sollen sie einer anderen nach erzählt werden, wobei die wohl grundlose Nachricht mitunterläuft, daß die Oesterreicher bei dieser Erstürmung wieder in der vordersten Reihe stehen sollen. Bisher sind sie allerdings immer in den gefährlichsten Affairen engagirt gewesen und Tote und Verwundete sind in überwiegender Mehrheit auf ihrer Seite. Nun, man wird an manchen Stellen wenigstens die Ansicht von den „dummen Oesterreichern“ als außerordentlich dumm verabschieden müssen, da diese „dummen“ Oesterreicher so geschickte Streiche zu führen verstehen, daß selbst dem Nationalverein, der doch den deutschen Geistesstolz erbpächtlisch an sich gebracht, darob der Verstand stille steht, juxta ihm ein Licht aufgehen dürfte, daß diese Oesterreicher, die er mit fähnen „Reden“ aus Deutschland hinausweisen wollte, sich am Ende vor dem nationalvereinslichen Mundwerk noch weniger, als vor den dänischen Kugeln fürchten dürften.

Der offizielle Bericht giebt folgende dänische Verluste in den Gefechten bis 22. Februar an. Bis dahin wurden 10 dänische Regimenter, also 20 Bataillone in's Feuer geführt. Von diesen erlitten die stärksten Verluste: das 1. Regiment bei Oberfeld und Sanktelmark, das 11. Regiment in demselben Treffen, und das 18. Regiment bei Missunde und Düppel; diese drei Regimenter haben zusammen 30 Offiziere und 1293 Mann verloren, oder fast den dritten Theil ihrer effectiven Stärke. Auch das 9. und das 21. Regiment haben nicht unbedeutende Verluste erlitten. Die einzelnen größten Treffen haben darnach gelosiet: das Treffen bei Missunde 6 Offiziere (4 todt) und 129 Gemeine, der Kampf bei Oberfeld 8 Offiziere (2 todt) und 245 Mann; das Treffen bei Dezersee 15 Offiziere (2 todt) und 779 Mann, und das Treffen bei Düppel (22. Febr.) 7 Offiziere (1 todt) und 431 Gemeine. Der Gesamtverlust der Infanterie betrug im Ganzen bis zum 22. Febr. 43 Offiziere, 2 Vezzte und 1926 Mann an Todten, Verwundeten und Vermissten.

In Baiern ist die Trauer um den unerwartet gestorbenen König allgemein und aufrichtig. Er war in der That sehr beliebt und zahllose Schaaren haben sich gedrängt, um den Verbliebenen noch einmal zu sehen. Die Königin soll gewillt sein, ferner sich nur noch grau oder schwarz zu kleiden und deshalb sich ihrer glänzenden Garderobe, für frühere freudige Zeiten bestimmt, entäußert haben. Der „Bairische Kurier“ schreibt: Der König habe in einem Codicill verfügt, daß er in einem marmornen Sarg bestattet werde, und man habe sich bei Hofe in nicht geringer Verlegenheit befunden, wie ein derartiger Sarg in so kurzer Zeit hergestellt werde, bis Herr Hofrath v. Pfistermeister die Mittheilung machte, daß Se. Majestät schon vor mehreren Jahren einen derartigen Sarg habe anfertigen lassen, der in einem Gemache der kgl. Residenz, zu dem er den Schlüssel habe, gegenüber dem Hofgarten aufbewahrt sei. Dort fand sich denn auch der Sarg, schön und einfach aus einem Stück Untersberger Marmor hergestellt, mit der nothwendigen Inschrift schon versehen; nur der Todestag war noch beizufügen. Der König hat auch bestimmt, daß seine Leiche in einer Nebenkapelle der Theatinerkirche — nicht in der Fürstengruft — beigesetzt werde, woselbst auch dereinst die irdischen Reste der Königin beigesetzt werden sollen.

In einer Münchener Correspondenz der „Augsb. Abend-Ztg.“ heißt es: Am Mittwoch, 9. März, um 9 Uhr erklärte der König, der Ruhe bedürftig, allein sein zu wollen, entließ seine Kammerdiener und sprach wiederholt sein Befremden darüber aus, daß fünf Aerzte zugezogen seien, da er sich doch gar nicht so schwer krank fühle. Die Nacht verfloß indeß sehr unruhig, die Krankheit nahm mit jeder Minute zu, und Dr. Gieß erachtete es Morgens um 3 Uhr für nothwendig, den König auf das Aeußerste vorzubereiten. Mit Willen der Königin übernahm der Leibarzt diese traurige Pflicht und richtete an den König die Frage, ob er nicht den Domdechanten v. Reindl zu sprechen und vielleicht zu beichten wünsche, da die Krankheit eine sehr langwierige sein könne. Der König war bereit,

wollte jedoch erst den Anbruch des Tages erwarten und ließ den Domdechanten v. Reindl erst eintreten, als man ihn sagte, derselbe sei bereits in der Residenz. Der Beichtvater des Königs unterhielt sich längere Zeit mit Sr. Majestät und fragte den König dann, ob er nicht die letzte Oelung empfangen wolle? Jetzt erst ward dem Könige die Gefahr klar: „Steht es so mit mir? Nun, dann will ich mich für Alles vorbereiten,“ war die Antwort. Nach einer anderen Mittheilung aus „vollkommen zuverlässiger Quelle“ waren des Königs Mar letzte Worte: „Unser Herrgott wird es schon recht machen mit mir; denn ich habe immer das Beste gewollt.“

Die großherzogliche Regierung von Baden hat der zweiten Kammer die Eröffnung gemacht, daß demnächst an dem Hofe des „Königs von Italien“ eine badische Gesandtschaftsträgerstelle errichtet wird. In London und Petersburg ist Baden nicht diplomatisch repräsentirt, der deutsche Bund hat das „Königreich Italien“ nicht anerkannt, dieses Königreich feindet Oesterreich offen an, Baden steht mit Oesterreich im Bundesverhältnisse, Oesterreicher fechten und bluten für Schleswig-Holstein — man muß gestehen, die roggenbach-mohlsche Politik zeigt Originalität. Ein Original war auch der Frosch der Fabel, der sich auslies, bis er platzte; er trieb große Politik nach seiner Manier.

Kürzlich berieth in London das Haus der Gemeinen die Aufruhr-Bill (Mutiny Bill), durch welche alljährlich die Rekrutenwerbung für die britische Armee genehmigt wird. Bei dieser Gelegenheit beantragte Herr Cor als Amendement die Streichung der 22. Clausel, welche die Peitschenstrafe gestattet, indem er bemerkte, daß diese Strafe, zumal wenn sie für leichtere Vergehen dictirt werde, widerlich und demoralisirend sei. Der Marquis v. Hartington, Unterstaatssecretär des Kriegswesens, entgegnete: nach der Meinung der erfahrensten Offiziere sei die Körperstrafe in der britischen Armee leider nicht ganz zu beseitigen, da es immer eine für jede andere Züchtigung unempfindliche Menschenklasse gebe; doch werde sie jetzt nur noch bei schweren Insubordinationsfällen verhängt. Nach langer Debatte schritt man zur Abstimmung, und das Amendement wurde verworfen, wenn auch nur mit der knappen Mehrheit von 45 gegen 42 Stimmen. Die neunschwänzige Kaze bleibt also in Ehren. Ebenso erklärte sich der Unter-Kriegsminister für Beibehaltung des Brandmarkens (branding) für Ausreißer und schlechte Subjecte, die aus dem Regimente ausgestoßen werden. Ein solches Subject könnte sonst nicht mehr identificirt werden, und sich leicht in ein anderes Regiment anwerben lassen. 80 gegen 50 Stimmen entschieden für Beibehaltung der bezüglichen 26. Clausel. Später posirte auch die Marine-Aufruhr-Bill, welche die Matrosenwerbung gestattet, ihre Comité-Berathung — ebenfalls mit Beibehaltung der Peitsche.

Der Herzog von Koburg befindet sich in Paris, angeblich um Napoleon für den Herzog von Augustenburg als Erberrn von Schleswig-Holstein günstig zu stimmen. Man hat verbreitet, dieselbe habe dem Franzosenkaiser die günstigen Chancen eines Bündnisses mit den deutschen Kleinstaaten

gegen die beiden deutschen Großmächte insinuiert. Wir halten den Herzog, dem es an deutscher Gesinnung nicht fehlt, einer solchen verrätherischen Ehrlosigkeit durchaus unfähig. Eher würde eine solche Insinuation den französischen Wünschen entsprechen, da sie nur die Sehnsucht nach den alten Fleischtöpfen des Rheinbundes ausdrücken würde, wo deutsche Fürsten Frankreich Vasallendienste zur Schmach und Erniedrigung Deutschlands leisteten.

Im britischen Parlament erklärte ein gewisser James Stensfeld über den alten Urwähler Mazzini, „daß er mit diesem seit 18 Jahren befreundet und daß derselbe schmähtlich verleumdet, nach seiner Ueberzeugung absolut unfähig sei, sich an einem Complot, wie jenes gegen das Leben Napoleons, zu betheiligen. Diese Ehrenerklärung ist Ursache geworden, daß englische Blätter einen Brief Mazzini's, der im Jahre 1856 an die Oeffentlichkeit kam, wieder abdrucken. Mazzini erzählt darin, Ende 1833 sei Antonio Gallenga mit einem Empfehlungsschreiben zu ihm nach Genf gekommen, und habe ihm erklärt, er beabsichtige Carl Albert, den König von Turin, zu ermorden. „Ich machte Einwendungen,“ sagt er dann mörklich, „wie ich in ähnlichen Fällen immer gethan habe, besprach die Sache mit ihm und führte ihm Alles vor, was ihn von seinem Plane abbringen konnte. Ich sagte, nach meiner Meinung habe Carl Albert den Tod verdient, aber sein Tod werde Italien nicht retten; wer einen Akt der Sühne vollbringen wolle, müsse von aller niedrigen Nachsicht und von allen seiner Mission unwürdigen Gesinnungen frei sein und sich im Stande fühlen, nach der Vollbringung des Aktes seine Hände über die Brust zu kreuzen, und sich als Opfer hinzugeben; der Versuch werde ihm jedenfalls das Leben kosten; er werde sterben, von den Menschen als Mordmörder gebrandmarkt, u. dergl. Er antwortete mit funkelnden Augen: das Leben achte er gar nicht; er werde keinen Schritt zurückweichen; er werde nach der That rufen: Viva l'Italia! er fühle sich berufen zu der That u. s. w. Ich gewann die Ueberzeugung, daß er eines jener Wesen sei, deren Absichten eine Sache sind, die sie mit Gott und ihrem Gewissen auszumachen haben, und welche die Vorsehung von Zeit zu Zeit auf die Erde sendet, wie vor Alters den Hermodius, um die Despoten zu lehren, daß ihre Macht von der Hand eines einzigen Mannes abhängig ist. Ich fragte ihn also, was er von mir wolle. Er antwortete: einen Paß und etwas Geld. Ich gab ihm 1000 Francs und sagte, er werde in Tessin einen Paß bekommen. In Turin wandte er sich an ein Mitglied des Comité's, das ich ihm namhaft gemacht hatte. Sein Anerbieten wurde angenommen und der Plan entworfen. Man sandte ein Mitglied des Comité's, Namens Sciandra, zu mir nach Genf, um mich um Waffen zu bitten und mir den Tag mitzutheilen. Ein Dolch mit einem Griff von lapis lazuli, ein mir theures Geschenk, lag auf dem Tische. Ich wies darauf hin; Sciandra nahm den Dolch und ging weg.“ Gallenga führte seinen Plan nicht aus, und wurde vielmehr später ministerieller Deputirter in Turin und Ritter des Mauritius- und Lazarus-Ordens. Nachdem Mazzini seine Vergangenheit enthüllt hatte, legte er sein

Mandat nieder und sandte Victor Emmanuel seinen Orden zurück.

Wie die Irländer, welche es freilich schlecht genug unter England haben, so scheinen auch die Deutschen besondere Neigung zu besitzen, in Amerika sich als Kanonenfutter verwenden zu lassen. Es wird fleißige Werbung getrieben. Das Stellbilde deutscher Soldaten für Nordamerika, von wo aus sie ihre Ueberfahrt antreten, ist Liverpool, woselbst jetzt wieder eine Schaar von 136 Deutschen über Hull eingetroffen, die am 7. März ihre Reise nach Amerika antreten sollte. Die Leute sind theils aus England, theils aus verschiedenen deutschen Staaten zusammengeströmt. Fast Alle haben schon im Felde gestanden; viele in der deutschen Region am Cap der guten Hoffnung gedient. Eine zweite Schaar Deutscher wurde in den nächsten Tagen erwartet. Freilich, wer dumm ist, muß geprügelt werden. Und leider sind die deutschen Auswanderer selten die Klügsten.

Aus unserm preussischen Vaterland schließlich noch zwei anscheinlich geringe, aber für uns Katholiken im Zusammenhang mit Andern bedeutungsvolle Kleinigkeiten. Bekanntlich sind wir dem Protestantismus gegenüber bezüglich höherer Bildungsanstalten in einem enormen für uns nachtheiligen Mißverhältniß. Neuerdings hat sich nun die ohnehin ganz ungenügende Zahl der kathol. Gymnasien zunächst im Herzogthum Posen um das in Trzemeszno, welches aus politischen Gründen aufgehoben worden, verringert. Von einem anderweitigen Ersatz verlautet nichts. Da mit diesem Gymnasium zugleich ein Convict für solche, welche Theologie studiren wollen, verbunden war, woraus schon viele Candidaten des geistlichen Standes hervorgegangen, so ist diese Aufhebung, zumal bei dem ohnehin schon großen Mangel kathol. Gymnasien im Posen'schen, ein empfindlicher Nachtheil für die kathol. Kirche, welcher dadurch ein guter Theil der Aspiranten des geistlichen Standes entzogen wird. Aus mehrfachen Gründen dürfte sie daher die politische Stimmung des Herzogthums nicht verbessern. Dieselbe Wirkung dürfte auch am Rhein der Einblick in das Verzeichniß der Vorlesungen an der paritätischen Universität Bonn haben, welches folgende Lehrkräfte aufweist. Kathol. theol. Facultät: 4 ordentliche, 1 außerordentlicher Professor und 3 Privat-Dozenten. Protest. theol. Facultät: 5 ordentliche Professoren, 1 außerordentlicher und 1 Dozent. Jurid. Facultät: 7 ordentliche, 3 außerordentliche Professoren und 2 Dozenten. Medic. Facultät: 9 ordentliche, 2 außerordentliche Professoren und 5 Privat-Dozenten. Philos. Facultät: 23 ordentliche, 11 außerordentliche Professoren und 9 Dozenten. Von den 39 ordentlichen Professoren der drei Letztern sind acht, von den 16 außerordentlichen sieben und von den 36 Privat-Dozenten vier Katholiken. Also von 71 Lehrern 19 Katholiken (!). Das ist die Parität an der „paritätischen Universität“ Bonn! Daß es an der paritätischen Universität Breslau, welche überwiegend aus kathol. Stiftungsionds dotirt ist und an der die Mehrzahl der Studenten katholisch, noch kläglicher aussieht, ist bekannt. Und das sind die zwei paritätischen Hochschulen neben

den statutarisch oder faktisch protestantischen zu Berlin, Königsberg, Greifswald, Halle!

Kosciusko.

(Fortsetzung.)

Die Rückkehr Kosciusko's in's Heimathland schien die getreuen Polen zu ermutigen. Man erhob sich gegen die eingebrungenen Russen; bei Zielence wäre eine starke Abtheilung derselben ohne die Ungeschicklichkeit eines Unterbefehlshabers von Kosciusko vernichtet worden; bei Dubienka verrichtete er Wunder der Tapferkeit, wie die Weltgeschichte wenige kennt. Mit 4000 Mann stand er 18,000 auserlesener russischer Truppen gegenüber, in fast offenem Felde, da er nur wenige Stunden Zeit gehabt hatte, sich zu verschanzen; dreimal warf er sie zurück, die mehr als vierfach überlegene Macht, und zog sich nur zurück, weil er auch vom Rücken her bedroht wurde. Doch was half die Aufopferung der Polen und der Muth seiner Führer, wenn der König sich einschüchtern und zu einem schwächlichen Waffenstillstand bewegen ließ? „O Gott, nur einmal noch laß mich den Säbel für mein Vaterland ziehen!“ Mit diesen schmerzlichen Worten, fast hoffnungslos, verließ Kosciusko zum zweiten Mal das Land.

Nach einem Jahre erfüllte sich sein heißer Wunsch. Als die Feinde Kosciusko im Ausland wußten, stieg ihre Verwegenheit und Härte. Mitten im Winter mußten die armen Bauern in die Wälder fliehen, und wenn sie da aufgefangen wurden, schleppte man sie heerdenweise fort und steckte sie unter das russische Militär. Zum zweiten Mal setzte man sich zusammen zur Theilung Polens; den letzten polnischen Soldaten wollte man zu einem russischen machen, — da brach der Aufstand los. Das war in den letzten Monaten 1793. Am 23. März 1794 in der Nacht zog der ersehnte, erwählte polnische Führer in der alten Königsstadt Krakau ein. „Es lebe Kosciusko!“ so rief die zahllos zusammengeströmte Menge; taghell war die Stadt erleuchtet. Kosciusko traf sofort die nöthigen Anordnungen für die innere Verwaltung des Landes, für die Bewaffnung, für die Zusammenberufung und Unterhaltung des Heeres. Mit seltener Einmüthigkeit folgten die Polen seinem Aufrufe: Bauern, Tagelöhner, Edelleute, selbst Frauen. Denn, wie Kosciusko in seinem Aufrufe es aussprach, „die Verzeiwung hatte den höchsten Grad erreicht; die Vaterlandsliebe des Polen aber ist ohne Grenzen.“

Ein glänzender Sieg bei Racławice erhöhte die Begeisterung. Die Bauern trugen allerdings „keine kriegsgerechten Waffen,“ sie trugen, was sie erraffen konnten, Piken, Sensen und Heugabeln. Aber sie stürzten sich mit wunderbarer Tapferkeit auf den Feind, so daß dieser nur zweimal feuern konnte. 1500 Russen fielen, 11 Kanonen wurden erobert. Groß war der Jubel im Lager des Oberfeldherrn, als dazu aus Warschau, der Hauptstadt, die Nachricht anlangte, daß die übermüthige russische Besatzung vertrieben sei. Dorthin ging jetzt der Marsch durch viele Feinde. Was indeß Kosciusko beängstigen konnte, waren nicht die Gefahren vor den feindlichen Heeren, dem russischen und preussischen, und ihrer überlegenen Macht, sondern die Zügellosigkeit und Barbarei, die in Warschau mächtig geworden.

Kosciusko wendete Alles an, um die Herrschaft des Übels nicht aufkommen zu lassen. Der Verlust zweier Schlachten, sagt er, würde ihn nicht so geschmerzt haben, als die Nachricht von den Greuelsceen, die unter dem Vorwand der Vaterlandsliebe begangen wurden. Sie hörten auf, als er nach wunderbaren Kämpfen selbst in Warschau einzog; sie machten einer herrlichen schönen Einmütigkeit Platz, mit der Geistliche und Weltliche, Rathsherrn und Handwerker an den Schanzen arbeiteten, um sich gegen die nahenden Feinde zu befestigen. Sie arbeiteten unermüdlich, noch unermüdlicher aber war Kosciusko. Und als die zehnfach überlegene Schaar der Belagerer ihn in Warschau zu erdrücken drohte, erweckte ihm sein Name und der Ruf seiner Thaten Hilfe aus der Ferne. Der Aufstand wurde jetzt allgemein, Warschau ward gerettet, die Russen zurückgeschlagen. Aber die feindliche Macht zog auf einem andern Punkte sich zusammen. Kosciusko wollte seiner Soldaten sicher sein, darum trat er wenige Tage vor der letzten entscheidenden Schlacht bei Maciejowice vor sie und sprach: „Wer von euch verzagt, trete aus dem Glied heraus und lege die Waffen nieder.“ Noch einmal, da sich Keiner rührte, wiederholte er die Aufforderung. Da brach der Ruf los: „Mit dir, mit dir!“ Sie hoben jetzt ihre Schwerter gen Himmel und schwuren nochmals den Eid, wie ihn ihre Vorfahren früher auf die Fahne des Heldenkönigs Johann Sobieski geschworen hatten.

Wir haben die Schlacht von Maciejowice eine entscheidende genannt. Wie ward sie denn entschieden?

Nicht so, wie die Freiheit Polens es wünschen mochte. Eigenthümliches Zusammentreffen! Im selben Augenblicke fast, wo in London bei einer feierlichen Versammlung ein Trinkspruch ausgebracht wurde auf Kosciusko und das Glück der Polen, sank Kosciusko schwer verwundet vom Pferde und wurde von Kosaken gefangen genommen. Diese hatten ihn nicht gekannt und ihm eine schwere Wunde über den Schädel, den Nacken bis tief in den Rückgrat hinein versetzt. Bewußtlos stürzte er in einem Sumpfe nieder. So ward die Schlacht von Maciejowice entschieden, am 10. October 1793. Polens Ende, wie Kosciusko vom Pferde sinkend ausgerufen haben soll, war gekommen. Er selbst wurde von seiner unedlen Feindin, der Kaiserin Katharina, in Haft gehalten bis zu ihrem Tode, zwei Jahre lang; seine schwere Wunde wurde schlecht besorgt und er von da an zu der peinlichsten Stellung genöthigt. Als aber Paul I. Czar wurde, trat er eines Tages, nur von seinen zwei ältesten Söhnen begleitet, in Kosciusko's Gefängniß und gab ihm seine Freiheit und seinen Degen zurück.

Und jetzt verließ der von sein Polen überaus verehrte Naczelnik (Dictator, Oberfeldherr) sein Vaterland, um es nie wieder zu betreten. Hätten ihm äußere Ehrenbezeugungen den Verlust desselben ersetzen können, so wäre er überreich entschädigt gewesen. England, gegen das er einst gekämpft, empfing ihn mit Begeisterung; am Abend seiner Ankunft in London noch beeilten sich die Zeitungen, die Nachricht davon überall hin zu verbreiten. In America war das Wiedersehen mit alten Kampfgenossen, mit dem „Vater“ Washington ein ergreifendes; die junge Generation sah auf ihn mit Bewunderung. Als er in Geschäften Amerika's, seines zweiten Vaterlandes, nach Europa zurückkehrte, ward er

in Frankreich mit den Ehren empfangen, mit denen man die Großadmirale und die Marschälle Frankreichs empfing. So wurde der geehrt, der nie seine Ehre, sondern mit heldenmüthiger Aufopferung, mit männlichem Ernst und kindlicher gewinnender Freundlichkeit, mit Strenge gegen die Verräther, mit Milde gegen die Versührten, mit seinem Geist und seinem Herzen, mit seinem Wort und seinem Arm und seinem Blut — mit Allem, was der reiche Gott ihm gegeben und er sich selbst mühevoll erworben, — Nichts gesucht hatte, als die Freiheit seines Volk und seines Glaubens. Napoleon bot ihm die Rolle eines Titulträgers in seinem slavischen Senat an. „Was sollte ich denn dort thun?“ war Alles, was Kosciusko auf den Antrag erwiederte.

(Schluß folgt.)

Schule der Weisheit.

[Ein Gottesgericht*]. In einer Pfarrei des gebirgigen Allgäu lebte vor eilichen Jahren ein armer Greis mit seinem noch einzigen, schon herangewachsenen Sohne. Er bewohnte eine arme Hütte am Ende des Dorfes und nährte sich kümmerlich aber redlich von dem, was seine zitternden Hände noch gewinnen konnten, oder was gutherzige Nachbarn ihm darreichten. Sein Sohn war, frühzeitig durch schlechte Gesellschaft geführt, ein ganz grundverdorbenener Mensch, der, nur dem Müßiggange und lüderlichen Leben nachhängend, der Ehränen und Bitten des alten Mannes spottete, ja so gottvergessen war, daß er ihn am Ende täglich mit den fürchterlichsten Fluch- und Drohworten überhäufte und zuletzt — die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben, — seinen eigenen Vater sogar thätlich mißhandelte. Der unglückliche Greis hielt diese Behandlung von Seite des unnatürlichen Sohnes nicht lange aus; er erlag ihr und dem Seelenkummer über solche Verworfenheit. Ach! er konnte ja nicht einmal seinen Nachbarn, die theilnehmend ihn zu besuchen kamen, sein Leid klagen aus Furcht, wenn sein Sohn etwas erfähre, erneute Mißbilden erdulden zu müssen. Da kam der einzig wahre Trost in die Hütte und in das Herz des Unglücklichen; das Glücklein schellte und heran schritt der Herr Pfarrer mit dem hochheiligen Sakramente. Nachdem die heilige Handlung vorüber war, legte der Priester sein kirchliches Gewand ab und setzte sich eine Weile nieder auf den hölzernen Stuhl neben dem Bette des nun Uebergelücklichen, da ja sein Heiland und Tröster bei ihm eingekehrt war. „O! Sie können,“ sprach jetzt der Kranke mit zitternder Stimme, „mir noch zu meinem letzten Wunsche behilflich sein; ich möchte nur ruhig sterben können!“ Auf die Frage, was er noch auf dem Herzen habe, erzählte der Greis unter einem Strome von Thränen, welche schreckliche Mißhandlung sein entarteter Sohn ihm täglich bereite. „Geben Sie doch, hochwürdiger Herr Pfarrer!“ bat er dann mit aufgehobenen, kalten Händen, „zum Landgerichte, daß mein Sohn die wenigen Tage, die ich noch zu leben habe, dort bewahrt werde, bis ich meine Augen geschlossen habe.“ In der tiefsten Seele erschüttert ob solcher Verworfenheit drückte der Priester dem Alten die Hand

*) Eine wahre Begebenheit, mitgetheilt von Tazrathsofer.

und versprach ihm, sogleich seinen Wunsch in's Werk zu setzen. Er fuhr nun geradezu nach dem Sitze des Landgerichts und erzählte dem Vorstande die Unthat und den Wunsch des Sterbenden. Der entartete Bösewicht wird sogleich verhaftet, und da er lächerlich vorgiebt, daß er an den Füßen leide und darum den Weg von drei Stunden nicht machen könne, so wird er auf einen Wagen gesetzt, und die Pferde traben, wie empört über die unmenschliche That, schäumend dem Landgerichtssitze zu. Man ist nun am Ziele und fährt schon in den Hof des Gebäudes ein; der Greuel erhebt sich und springt höhnisch, seine Führer verlassend, in einem Sprunge aufrecht auf den Boden — steht — stürzt um, — und — ist eine Leiche. — „Das hat die Hand des Herrn gethan!“ flüsterte es in den Herzen der tiefst erschütterten Umstehenden, und ringsum in weiten Kreisen machte dieses Gottesgericht den ergreifendsten Eindruck.

Vipérin Läche,

oder:

Der wahrscheinliche Verfasser des neuesten französischen Schandromans gegen Kirche und Priester.

Es besteht dormalen in Europa offenbar eine Art Verschwörung, durch eine gräßliche Scandal- und Schmutzliteratur*) allen religiösen Glauben im Volke zu erstickern und namentlich die katholische Kirche und ihre Institutionen moralisch zu vernichten. Diese Schriften werden meistens „katholischen Geistlichen“ zugeschrieben, oder rühren auch zuweilen von apostasierten Priestern her, wenn diese nicht etwa, was auch vorkommt, bloß den Namen dazu verleihen. Das Schrecklichste, was in dieser Art wohl je erschienen ist, ist der fast gleichzeitig mit dem Paquille über das Leben Jesu von Renan erschienene und mit allen Mitteln der Reklame verbreitete dreibändige Roman: „Le Maudii,“ Roman par Abbé ***. Einer der geistreichsten Schriftsteller des neueren Frankreichs, Henry Casserre, hat nun im ersten Jahrgange der Revue du Monde catholique die Novelle, welche wir hier mittheilen, veröffentlicht. Sie ist eine vernichtende Kritik dieser Sorte von Literatur, indem sie in Vipérin Läche den

Typus Derjenigen in frappanter Wahrheit vor Augen stellt, welche das höllische Handwerk jener Schmutz- und Schandliteratur treiben.

Die Verderbniß des Besten giebt das Schlechteste.

I.

In dem vierten Stocke eines Hauses in der Straße M. zu Paris wohnte Herr Abbé Läche, mit dem Vornamen Vipérin. Dieser unwürdige Priester war seines ärgerlichen Wandels wegen abgesetzt und von allen geistlichen Funktionen suspendirt worden; anstatt sich aber auf einige Zeit in ein Kloster zurückzuziehen, um dort durch aufrichtige Buße seine tiefgesunkene Seele zu retten, war er nach Paris gegangen und setzte hier sein unordentliches Leben fort. Er vegetirte, indem er gewissen antikatholischen Blättern, die einen „freisinnigen katholischen Geislichen“ oder „einen Theologen“ zur Bekämpfung der Kirche brauchten, seine Feder lieh oder besser verkaufte.

Unser „Theologe“ war ausgezeichnet durch seine Unwissenheit, vor Allem in der Theologie. Er verstand nicht viel von Dogmatik, Exegese, Geschichte, von Philosophie, von Liturgik, von Kirchenrecht, er wußte wenig von Allem, was ein Priester wissen muß; in den profanen Wissenschaften war er eben so wenig bewandert, nur eine gewisse oberflächliche schöngeistige Bildung war ihm eigen. Alle seine Fähigkeiten waren dagegen auf einen einzigen Punkt concentrirt: Vipérin Läche konnte lügen. Eine großartige Unverschämtheit ersetzte bei ihm die Bildung. Wenn er auch nur bis zu den Anfangsgründen der kirchlichen Wissenschaften in seinen Studien fortgeschritten war, so erinnerte er sich doch ziemlich gut der Namen, die in den Seminarien so oft angeführt werden, als eines Suarez, Bellarmin, Cornelius a Lapide und sogar weniger bekannter Autoren. Auf Rechnung dieser gewichtigen Männer schrieb er zahllose, gräßliche Irrthümer, mit der genauesten Angabe des Bandes und der Seite, wohl wissend, daß die Leser der Journale, in die er seine Aufsätze lieferte, weder so klug seien, um so alte und gefeierte Autoren zu kennen, noch so boshaft, um die Texte zu vergleichen. Große Gelehrte citiren aus dem Gedächtnisse: er citirte aus der Phantasie, ähnlich wie Ernst Renan in seinem „Leben Jesu“ die Bibel citirt.

Der vortreffliche Abbé Läche unterzeichnete seine Artikel nicht, aber das Journal, in welches er vorzüglich schrieb, ließ gewöhnlich denselben eine kurze Bemerkung vorausgehen, die ungefähr so lautete: „Eines der hervorragenden Glieder des französischen Clerus, einer der gelehrtesten Geislichen, welche die Kirche mit der modernen Gesellschaft versöhnen wollen, einer dieser ehrwürdigen Priester, die ihrem Amte mehr Ehre machen, als sie von demselben empfangen, sandte uns folgenden Brief zu, den wir mit wahrer Verehrung veröffentlichen.“

Gewöhnlich verfaßte Herr Abbé Läche diese kurze Ankündigung selbst.

Am Schlusse des Monats nahm dieses „hervorragende Glied des französischen Clerus,“ dieser „gelehrte Geisliche,“ dieser „ehrwürdige Priester“ seine paar Thaler in Empfang, seine mit Ehrlosigkeit besudelten Thaler, die in gerader Linie von den dreißig Silberlingen des Judas abstammen.

*) Auch in Breslau wurde kürzlich ein Ableger davon polizeilich und staatsanwaltschaftlich abgefaßt. In Leipzig ist soeben ein solcher aufgeproßt, worin Dummheit, Verleumdung und Bosheit ein Trio bilden und worin, um die ganze Niederträchtigkeit kurz zu zeichnen, selbst die Ehre der Mutter des seligen Cardinals geschändet wird. In Mainz wurde ebenfalls kürzlich ein solcher Schmutzwürfer gegen Klöster und Geistliche gerichtlich bestraft. In Wien blüht ziemlich unbelästigt diese moderne Einblume und wird namentlich von Jungisrael bewässert, wie man auch in Auerbach's Kalender nachsehen kann. In Baden — nun davon ist nicht erst zu reden, wo Einer aus dem Federpfeil in einer Zeitung sich zu dem bündlich gemeinen wiederholten Auf versieg: „Schlagt ihn todt den Hund, er ist ein Jesuit.“ In Belgien — wir wissen ja, wie eine ganze Versammlung antichristlichen Mannesvolkes nebst einem emanzipirten Weibsbild in Brüssel den hl. Glauben verhöhnte. Also wirklich eine Verschwörung allerwärts gegen Christus und die Kirche und Jagd auf erfindene oder wirkliche Scandale auf geistlichem Gebiet von Seiten, welche, um Dr... zu finden, gar nicht weit suchen, sondern nur bei sich selbst haussuchen dürften.

„Ich habe schon viele Schurken gesehen,“ sagte der Kassier, der ihn auszählte, indem er sein Pult schloß, zu sich selbst; „aber ich habe selten ein so infames Gesicht gefunden, wie das galgenmäßige dieses widerwärtigen Abbé Läche.“

Und doch war bei diesem Elenden das Gewissen noch nicht ganz abgestorben. Er war noch nicht bis zu jenem Grade der Gefühllosigkeit gekommen, wo der Mensch das Böse thut, ohne Bewußtseinsbisse zu empfinden, und wo die Verblendung so groß ist, daß man den Begriff des Guten verloren hat. Jedemal, so oft er die Feder ergriff, um zu bekämpfen, was er früher vertheidigte, widersezte sich in ihm das alte Gefühl für die katholische Wahrheit und er mußte sich anstrengen, um diese gute Regung, die von Gott kam, zu unterdrücken. Er betäubte sich wohl auf Augenblicke in dem Taumel seiner Leidenschaften und in dem Wahne seiner Sophismen, aber es war nicht von Dauer. Im Grunde glaubte dieser abgefallene Priester noch an Gott, an Jesus Christus, an die allerheiligste Jungfrau, an die Kirche und an die Sacramente. Obgleich er über geweihte Gegenstände und Medaillen seinen Hohn ausgoß, trug er doch selbst noch solche bei sich. Er ging nie in eine Kirche, aber die ihn durchbohrende Furcht vor der Hölle entlockte ihm seltsame Gebete. Wenn er sich an seinen Arbeitstisch begab, um im Bunde mit den Ungläubigen und Gottlosen alles Heilige zu schmähcn und den Schwachen ihren Glauben an die eine und ewige Wahrheit zu rauben, da tauchte vor seiner Seele stets dasselbe Bild auf. Es war ihm, als sähe er das anbetungswürdige Antlitz des Erlösers der Menschen, wie er ihn, den katholischen Priester, anblickt, so wie er ehemals den Judas anblickte; er hörte ihn die milden und doch so furchtbaren Worte zu ihm sagen: „Freund, wozu bist Du gekommen?“ Dann fürchtete sich Läche, aber er war nicht gerührt. Er dachte nicht daran, wie er zur Tugend zurückkehren, sondern nur, wie er der Strafe entgehen könne. „O mein Gott,“ rief er dann aus, „du bist ja so gnädig; erlaube mir also, daß ich dich lästere, daß ich dich verleugne, daß ich dein Angesicht mit Roth bewerfe; du weißt es ja, daß ich dich im Grunde meines Herzens anerkenne, verehere und anbeite. Dieses Antlitz, ich weiß es, es ist dasselbe, vor dem sich die Engel anbetend niederwerfen. Aber ich habe versprochen, zu schreiben: man erwartet meine Arbeit, und du weißt es ja, o mein Gott, daß man sein Wort halten muß. Verzeihe es mir also, daß ich mein Handwerk treibe, ich muß es ja thun, um die Gellüste befriedigen zu können, in deren Sklaverei ich gegen meinen Willen schmachte. Aber du kannst ja in meiner Seele lesen und weißt es, daß ich anders denke, als ich schreibe. Nimm es also nicht so genau, lieber Heiland, und stürze mich nur nicht in die Hölle. Und dann, o mein Gott, will ich mich auch im Augenblicke des Todes bekehren.“ Und ein wenig beruhigt, dann urplötzlich wieder in einer Stimmung, in welcher er mit dem Kopfe wider die Wand rennen möchte, begiebt sich der Unglückliche an sein niedriges Handwerk.

Abbé Läche verbarg eben so sorgfältig seine Mitarbeiterschaft an den antichristlichen Blättern, als er Beziehungen mit der Geistlichkeit unterbielt, die ihm Nutzen bringen konnten. Paris ist ein großer Abgrund, wo alle Schändlichkeiten sich leicht verbergen können, und Vipérin Läche, obschon seiner schlechten Sit-

ten wegen suspendirt, ließ in Paris von dem schlechten Leben, das er dort führte, nichts merken. Bei verschlossenen Thüren war er niederträchtig. Wenn er aber einem Geistlichen von seiner Bekanntschaft begegnete, so nahm er eine heuchlerische Miene an und antwortete jedes Mal auf die an ihn gerichteten Fragen: „Ich führe seit meinem Unglücke ein sehr zurückgezogenes Leben und studire Tag und Nacht die Geschichte der geistlichen Orden und des ascetischen Lebens.“

Er sagte niemals „meine Suspension,“ sondern immer „mein Unglück.“

„Hüten Sie sich,“ sagte eines Tages Jemand zu ihm, „daß, wenn Sie ein Buch schreiben, sich keine groben Irrthümer einschleichen, wie es Ihnen begegnete, als Sie noch in Ihrem Amte waren und Ihr kleines Werkchen gegen die unbesleckte Empfängniß schrieben, welches censurirt worden ist.“

„Ja, gerade Das ist die einzige Ursache meines Unglückes,“ erwiderte Vipérin, indem er die Augen fromm verdrehte. „Alles Andere ist nur unwürdige Verleumdung, gegen welche ich mit der ganzen Reinheit meines Lebens und mit der ganzen Entschiedenheit meines priesterlichen Gewissens protestire. Aber trotzdem, daß meine Schrift censurirt wurde, kann ich nicht anders urtheilen, als ich geurtheilt habe; meine Behauptung scheint mir die einzig wahre.“

Der verschmigte Schurke hatte ein Schriftchen gegen die unbesleckte Empfängniß herausgegeben, um sowohl der Geistlichkeit als der Welt den Glauben beizubringen, dieses sei die eigentliche Ursache seiner Suspension und das einzige Hinderniß seines Fortkommens. „Ich bin die verleumdete Unschuld,“ sagte er zu den Einen. „Ich bin die verfolgte Freiheit,“ sagte er zu den Andern.

Abbé Läche besuchte wöchentlich mehrere Male einige fromme Priester, denen gegenüber er die demüthigste Haltung heuchelte. Edle Seelen sind vertrauensvoll und frei von Argwohn. Sie besitzen in ihrer Gutmüthigkeit nicht den scharfen Blick eines Polizeiagenten und werden daher leicht mißbraucht. Vipérin Läche verstand es vortrefflich, die Gutheizigkeit dieser Herren auszubenten. Er stellte sich bei ihnen indignirt über das Unheil, das die schlechten Blätter, die gottlosen Zeitungsartikel und alle die Angriffe gegen die Religion anrichteten. Er beklagte in langen Reden die Verderbniß unserer Zeit und mehr als einmal nannte er selbst die anonymen Artikel, die seine Feder an dem nämlichen Morgen geschrieben hatte, infam. Endlich kam er auf seine außerordentliche Verlegenheit und streckte die Hand aus, bald um die Gelparnisse eines armen Pfarrers, bald um Geld, das christliche Seelen dem guten Seelsorger anvertraut hatten, um verschämte Arme zu unterstützen, für sich zu erschwindeln. Und wenn er auf diese Weise den Priestern oder die Armen bestohlen hatte, dann ging er, wer weiß, wohin, um diesen Gewinn seiner Schlaubeit auf eine eben so ehrenhafte Weise zu vergeuden. Am anderen Tage nahm er an seinem Schreibtische das Wort der Verleumdung gegen den Katholizismus und seine Diener wieder auf und verschonte selbst Jene nicht, von denen er eine großmüthige Unterstützung empfangen hatte.

„Undankbarkeit,“ sagte Jemand, „ist Unabhängigkeit des Herzens.“ Vipérin Läche war in der That unabhängig!

Bei diesen heuchlerischen Besuchen der Geistlichen hörte er dann die Tagesneuigkeiten aus der kirchlichen Welt, die er wissen mußte, um seine Schmähungen und „Enthüllungen“ gegen kirchliche Persönlichkeiten glaubwürdig zu machen. Um mit Erfolg zu verleumdern, muß man die Wahrheit wissen, sonst arbeitet man in's Blaue hinein. Biperin Läche war ein gewissenhafter Verleumder.

II.

An einem Juliabende desselben Jahres ging ein Priester mit weißen Haaren langsam die Straße M. entlang. Wenn man ihn nur einen Augenblick betrachtete, so sah man auf seinem Antlitze den Abglanz christlicher Größe. „Gutes thun, und es nicht thun,“ das war der Wahlspruch seines Lebens. Er hatte mehrheitlich Wunderbares vollbracht und dabei war er demüthig geblieben wie ein Kind. Unwillkürlich stöste er Allen, die ihn sahen, Ehrfurcht ein; unwillkürlich hatte die lange Uebung erhabener Tugenden selbst seinem Aeußeren die innere Schönheit der Seele aufgeprägt. Seine schöne Seele strahlte durch ihre körperliche Hülle.

Dieser Greis, der, auf seinen Stock gestützt, mit einer schlechten Couture bekleidet, einen alten, abgenutzten Hut auf dem Haupte, langsam die Straße einherwandelte, war eine merkwürdige Erscheinung und einer der erleuchteten Kirchenfürsten. Es war der Cardinal-Erzbischof von ***. Er klopfte an eine Thür der Straße M.

„Woht hier Herr Abbé Läche?“ fragte er.

„Im vierten Stocke, die Thür links,“ antwortete der Portier.

Abbé Läche gehörte in die Diözese ***, und nach vielen fruchtlosen Ermahnungen sah sich der Erzbischof genöthigt, ihn zu suspendiren. Sein Herz aber, das für alle Priester seiner Diözese ein wahres Vaterherz war, hatte schrecklich dabei gelitten. Er hatte diesen Unglücklichen selbst zum Priester geweiht, der nun die Seelen, die er zum Himmel führen sollte, in's Verderben stürzte.

In Folge dieser seiner Absetzung kam, wie wir bereits bemerkt, Abbé Läche nach Paris. Bald nach seiner Ankunft fiel er in eine schwere Krankheit und seine Mittel waren bald erschöpft. Er war aus Mangel an Pflege dem Tode nahe, als man ihn in ein Krankenhaus brachte, welches unter der Leitung eines der berühmtesten Aerzte von Paris stand. „Ihre Verpflegungskosten,“ sagte derselbe, „sind bis zu Ihrer völligen Genesung schon bezahlt.“ Als er nach einem Aufenthalt von vier oder fünf Monaten das Haus verließ, überreichte ihm der Arzt von der Person, welche diese Ausgaben für ihn geleistet hatte, eine Summe von fünfshundert Franken, damit er nicht auf die Straße gesetzt sei. „Herr Abbé,“ sagte er, „ich glaube, daß geistliche Uebungen in einem Kloster Ihrer Wiederherstellung nicht schaden würden.“

Abbé Läche hatte vom ersten Augenblicke an den Namen seines geheimnißvollen Wohlthäters errathen und die väterliche Hand des ausgezeichneten Cardinal-Erzbischofes von *** erkannt. Unmittelbar nach diesen Ereignissen fing er an, insoheim das bewußte schriftstellerische Handwerk zu treiben. Gegenwärtig, das heißt am letzten Juli, waren drei Jahre seit seiner Absetzung verfloßen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Breslau, 21. März. Man wolle sich nun mit der Bestellung der Hausblätter beilen, damit nicht die Verlegenheiten des vorigen Quartals wieder entstehen. Die Hausblätter sind in ganz Preußen entschieden das billigste katholische Volksblatt. Es kann und wird auch Niemand hierin mit ihnen Concurrenz antreten. Wegen des engern Druckes, der viel theurer zu stehen kommt, bieten sie eine Stoffmenge und Mannichfaltigkeit aus dem politischen, kirchlichen, sozialen, erbaulichen und unterhaltenden Gebiet, wie kein ähnliches Blatt und machen für das Volk jede größere und theurere Zeitung überflüssig. Sie berühren alle erheblichen Fragen der Gegenwart und bringen nicht den werthlosen Klatz und Zeitungsmischmasch, der den Leser dumm macht. Sie gewinnen bereits weithin eine sonst kleinern Blättern nicht geschenkte Beachtung und werden noch mehr zu Gunsten der Leser umgestaltet werden, wenn die Abnehmerzahl noch bedeutend gewachsen sein wird. Es ist Pflicht und Ehrensache für die schlesischen Katholiken, die Hausblätter möglichst zu verbreiten, zumal jetzt in Zeitungen, Romanen und unchristlichen Versammlungen ein wahrhaft diabolischer Krieg gegen die hl. katholische Kirche und des Christenthum überhaupt planmäßig offenbar begonnen hat. Schande solchen Katholiken, welche in solcher Zeit faul, feig und theilnahmslos nicht für Christus und sein Reich wirken und Zeugniß geben. Und obendrein verdienen sich solche Katholiken noch nicht einmal Ehre bei den Feinden der Kirche; man verachtet sie im Grunde allerseits.

Schweidnitz, 14. März fand im Kloster der Ursulinen hieselbst die Prüfung der vierklassigen Pensionatsschule und am Tage darauf die der funfklassigen Elementarschule statt. Daß die Jungfrauen unter der Leitung ihres als Pädagog bewährten Seelsorgers auch in dem abgelaufenen Schuljahr die mühevolle Aufgabe der Jugendbildung, weil aus Liebe zu Gott übernommen, mit geeignetem Erfolge geübt haben, bewiesen die guten Leistungen der Schülerinnen in allen Zweigen des Wissens, so wie die mit sorgfältigster Gewissenhaftigkeit angefertigten Handarbeiten. Besonders machte auf die zahlreichen Anwesenden Eindruck die rege Theilnahme der Kleinen, die sich oft in einem „bitte, bitte, Schwester!“ geltend zu machen suchte, wie ihre herzliche Anhänglichkeit an die Lehrerinnen. Eine Anstalt aber, wo so günstige Resultate des Unterrichts erzielt werden und wo ein so schönes Verhältniß besteht zwischen Lehrenden und Lernenden, findet natürlich auch in weiteren Kreisen Anerkennung, weshalb nicht bloß katholische, sondern auch protestantische und selbst jüdische Eltern, und zwar mitunter aus weiter Ferne, ihre Töchter gern dem hiesigen Kloster zur Erziehung anvertrauen.

Einem Privatbriefe aus **Schleswig** entnimmt das „Bremdenblatt“ folgende Anekdote: Ein österreichischer Offizier frankirte auf der Post in Hensburg einen Brief und legte zur Bezahlung einen preussischen Thaler auf den Tisch. „Preussisches Geld nehmen wir nicht,“ sagte der noch von den Dänen eingesetzte Postbeamte. Der Offizier ließ den Bureaude des Postamtes rufen und beflagte sich bei ihm über die Insolenz des Subalternen, worauf dieser, ein Herr Mollke, ganz kaltblütig erwiderte: „Nein, wir nehmen nicht preussisches Geld.“ Als aber der Offizier hier-

auf entrüstet sagte: „Mein Herr, nehmen Sie eine österreichische Ohrfeige?“ erinnerte sich der Beamte, daß das dänische Regiment aufgehört habe und wechselte eiligst den preussischen Thaler.

Nordamerika. (Neuere Mission.) Ueber die neuesten Ereignisse auf dem kirchlichen Gebiete von Nordamerika berichtet das „Salzburger Kirchenblatt“: In der Diözese Pittsburg sind innerhalb 24 Tagen vier neue Kirchen, darunter zwei für die Deutschen, eingeweiht worden. Im Erzbisthum Cincinnati wurde eine deutsche Kirche auf den Namen des hl. Bonifacius eingeweiht und der Bau mehrerer anderer in Aussicht genommen; in Corvillie giebt die Stadt selbst einen großen, schönen Bauplatz, die Baufine und 2000 Dollars baar zum Bau einer katholischen Kirche und Schule. In Boston hat ein Bürger zur Abzahlung der auf 70,000 Doll. sich belaufenden Schulden des dortigen Jesuiten-Collegiums 20,000 Doll. geschenkt. Im vorigen Jahre vermehrte sich der Clerus in Nordamerika um 130 Priester, während etliche 30 starben und einige nach Europa zurückkehrten. Der Priesterangel ist noch immer sehr groß. Im Bisthum Alton allein verlangen bei 20 Gemeinden dringend nach einem eigenen Priester. Im Staate Minnesota ist ein beinahe 20 Stunden langer Landstrich ausschließlich von Katholiken bewohnt, da die andergläubigen Ansiedler theils katholisch geworden, theils weggezogen sind. Wenn die Benediktiner von St. Vincent, welche dort die Seelsorge haben, von Europa aus besser unterstützt würden, so könnte wohl das halbe Minnesota zu einem katholischen Lande werden. — Unter den 100,000 Einwohnern von San Francisco, der Hauptstadt des Goldlandes Californien, befinden sich über 30,000 Katholiken, die 15 Kirchen mit 20 Priestern und die nöthigen Schulen unter der Leitung von Schulbrütern, Dominikanerinnen und barmherzigen Schwestern haben. Auch eine höhere Lehranstalt wurde kürzlich eröffnet, die bereits 200 Studenten zählt, und deren Räumlichkeiten für die Aufnahme von 700 Schülern berechnet sind.

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Frä. Louise Schnake, Fr. Fr. Rehbaum, Bries; Frä. Ulmire Brahde, Fr. H. Wieweg, Stroppen.
Gestorben. Rittergutbes. Wilh. v. Walter, Wolfesdorf; Reg.-Arzt Dr. Dittmann, Schleswig; Polizei-Commis. Robert de Wette, Breslau; Calcul. Boethke, Breslau; Silberarbeiter Böhme, Breslau; Frä. Franziska Rabitzky, Striegau.



Johannes Pätzolt,
Paraplucefabrikant, Schmiedebrücke 18,
empfehlst sein gut assortirtes Lager in Sonn- und Regenschirmen zur geeigneten Beachtung. Reparaturen und Bezüge werden billig und schnell besorgt. [88]

Das **Neue Schlesische Kirchenblatt** erscheint, wie das alte, jeden Sonnabend, die erste Nummer am 2. April d. J. Vierteljährlicher Abonnementspreis 13 Sgr. 6 Pf. Zu beziehen durch alle königl. Postämter und Buchhandlungen. Um rechtzeitiges Abonnement und häufige Mittheilungen aus der Diözese ersucht alle seine Freunde und Bekannten der Herausgeber

Dr. Lorinser,

[76]

Kürstlich. Consistorialrath und Pfarrer.

Von dem

Crempel-Gehebtuch

von J. C. Schmid,

(Schaffhausen, Hurter'sche Buchhandlung)

zweite Auflage, elegante Ausstattung,

broch. fl. 1. 30. — 27 Sgr.

Fein gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 9 Sgr.; ganz schön gebunden mit Goldschnitt und vergoldetem Schloß 2 Thlr.,

sagt ein erfahrener Geistlicher:

Endlich ist einmal ein Schritt aus dem bisherigen Schanden des Schreibens von Gebetbüchern gethan. Der bekannte Ratgeber Schmid giebt in diesem kostbaren Buche zuerst eine Einleitung in das betreffende Gebet, belegt das Gesagte mit Beispielen aus dem Leben der Heiligen und das Gebet folgt dann von selbst. Besonders die Messgebete mit den „Bereuerungen“ und „Einleitungen“ sind die Glanzpunkte dieses Werkes. Ich habe dieses Buch mehr als einmal gelesen, habe es andern Männern zum Lesen vorgelegt, jeder hatte sich erhoben und geistig gestärkt gefühlt. Wenn je ein Gebetbuch seinen Zweck entspricht, so ist es vorliegendes. Druck und Papier sind trefflich zu nennen.

Dr. n.

[89]

(Literaturbl. Nr. 23 zur N. Zion.)

Vorräthig bei G. P. Aderholz in Breslau.

Schul- und Pensions-Anzeige.

In unserem aus 4 Klassen bestehenden Institute beginnt nach Ostern ein neuer Lehrkursus. Es werden Mädchen vom 6. Jahre an aufgenommen und bis zu derjenigen Stufe ausgebildet, welche, ganz auf einer sittlich-religiösen Grundlage ruhend, sie befähigt, sich den gebildeten Kreisen in würdiger Weise anzuschließen. Es ist noch hinlänglich Raum zur Aufnahme von Schülerinnen und Pensionärinnen vorhanden.

Breslau.

Adelheid Pietsch, Johannes Pietsch,

Vorsteher einer höheren Töchterschule und eines Pensionats,
am Rathhause (Niemerzeile) 16.

W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede-
Straße 35.

Breslauer Börse vom 21. März 1864.

Getreide-Preise vom 21. März.

Freiw.Staats-Anl.	4½	—	Posener Pfandbr.	3½	—	Schles.neueLit.B.	4	—	W. Weizen Schl.52—62—66Sg.
convert.v.50u.52	4	95½ B.	do. do.	4	—	do. Lit. C.	4	100½ B.	G. Weizen . 52—58—60.
Preuss. Anl. 1853	4	—	do. do.neue	4	94½ B.	do. Lit. B.	3½	—	Roggen . 36—38—40.
Preuss. Anl.55.56	4½	100½ B.	Schles. Pfandbr.	3½	92½ G.	Schles. Rentenbr.	4	98 G.	Gerste . 30—33—37.
Preuss. Anl. v. 59	5	105½ B.	do. Rustical	4	100½ B.	Posen. Rentenbr.	4	95 G.	Hafer . 25—27—29.
Präm.-Anl. 1855	3½	122½ G.	do. do.	3½	—	Oesterr. Nat.-Anl.	5	68 B.	Erbsen . 38—42—47.
Staats-Schuldsch.	3½	90 B.	Schles.neueLit.A.	4	100½ B.	Oesterr. Banknoten	84½ G.	—	Kartoffeln . . Sack 26—36.

Druck von Robert Nischowsky in Breslau, Universitätsplatz 16.